

Rezension zu:

Jürgen Große: Durch Tag und Nacht. Lehrstunden der Schlaflosigkeit. Stuttgart 2008

Quelle: VI. Jahrbuch für Lebensphilosophie 2012/2013, Albunea Verlag München, Seite 232 - 235

Aus Dunkelheit und Schlaflosigkeit steigt das Selbstbewusstsein empor, so ließe sich der Inhalt dieses ebenso philosophischen wie literarischen Buches zusammenfassen.

Von jahrelanger Schlaflosigkeit zermürbt, zieht sich ein Autor nach Schleswig-Holstein zurück und schreibt in einem kleinen Dorf aphoristische Betrachtungen nieder, die im Ausgang von seinem Leiden das Wesen des Bewusstseins und der Intellektualität in immer neuen Anläufen zu fassen versuchen. Die mal zwei, mal vier, gelegentlich auch sechs oder sieben Seiten langen Überlegungen zeichnen sich durch äußerst sorgfältige Formulierungen ebenso aus wie durch ihre hohe gedankliche Konzentration. Sie beginnen um Mitternacht, setzen sich jede halbe Stunde fort und enden vierundzwanzig Stunden später, so dass insgesamt neunundvierzig Kapitel das Buch ausmachen. Die Übersicht über den Gedankengang am Ende des Buches ist konsequenterweise mit „Stundenplan“ überschrieben.

Man wird bei der Lektüre des Buches an eine berühmte Erzählung erinnert, an „Die Nachtwachen des Bonaventura“, dessen Kapitelzählung sich allerdings an den aufeinanderfolgenden Nächten orientiert, nicht an den Stundenschlägen einer Kirchturmuhr. Dieses Buch wie andere Schriften der Romantik über die Nacht (man denke nur an die „Hymnen an die Nacht“ des Novalis) spricht der Autor selbst an. Aber obwohl ganz zu Beginn gewisse erzählerische Aspekte des Buches zu konstatieren sind, kann man „Durch Tag und Nacht“ keinesfalls in die Tradition dieses kleinen Romans stellen. Eher handelt es sich um eine Aphorismensammlung, denn immer wieder werden aus der Geschichte der Philosophie bekannte Theoreme als Ergebnis der Schlaflosigkeit fingiert, was ihnen einen oft grotesken Charakter verleiht und gelegentlich das aporetische Wesen dieser Gedankenfiguren offen legt. Dabei lässt der Autor alle Themen Revue passieren, die nur irgendwie mit der Schlaflosigkeit in Verbindung zu bringen sind.

Trotz des aphoristischen Charakters seines Vortrags und der Abgeschlossenheit der einzelnen Kapitel gibt es durchaus eine gedankliche Bewegung, die sich durch das ganze Buch durchhält. In den Eingangskapiteln schildert Große die Atmosphäre eines Dorfes, in den Schlusspassagen die einer Großstadt. Er beginnt mit Überlegungen, die die Transzendentalphilosophie eines Johann Gottlieb Fichte parodieren, und beschließt sein Buch mit eher kulturkritischen Passagen, so dass „Durch Tag und Nacht“ so etwas wie das Zur-Welt-kommen des Bewusstseins beschreibt. In dieser Weise wird der Solipsismus, der die ersten Kapitel dominiert, allmählich zurückgenommen, wenngleich das

philosophische Ich dieses Buches auch zum Ende seiner Aufzeichnungen hin nicht wirklich gesellig wird. Immerhin, es überwindet allmählich die extreme existentielle Einsamkeit des Anfangs, und schließlich wird gar die Möglichkeit ins Auge gefasst, jemand anders könnte die Nacht mit ihm verbringen. „Die Gewohnheit, ja, das Genötigtsein, mit niemandem oder jedenfalls mit niemandem auf Dauer das Bett zu teilen, gehört zur Durchgängigkeit einer vom Selbstbewusstsein diktierten Lebensform. [...] Wie schafft es ein Fühlloser der Wahrheit, wie schafft es ein philosophischer Erotiker, jemals auch nur ein Bett zu betreten, geschweige denn ein anderes Wesen darin zu ertragen?“ (143)

Im zweiten Kapitel, also um „Halb eins“, denkt der Autor über die Möglichkeit nach, dass die „Unfähigkeit zu schlafen [...] am Ursprung des Selbstbewusstseins“ (9) stehen könnte. In der Nacht, ganz auf sich selbst zurückgewendet, entdeckt das Bewusstsein aber nicht allein sein Selbst, sondern verliert zugunsten eines Allmachtswahns sich selbst wie seine Verlassenheit auch sogleich wieder aus dem Blick. Es dünkt „sich dann gar welterweckendes Plantschen einer Urlebendigkeit, lebensspendendes Überlaufen einer überreichen Ichsubstanz“, es stellt sich dar als ein „Bewusstsein, das aus sich selbst wacht, eine Sonne, die aus sich selbst leuchtet, die sich selbst erleuchtet wie das Dunkle“, und endlich wird die Aufgewecktheit – ein anderes Wort für Schlaflosigkeit, das der Autor von Ludwig Klages übernimmt – verglichen mit „einem allein aus ihm leuchtenden Licht“ (43). Diese Passagen zeigen eindrucksvoll die Stärken des Autors, der sehr gekonnt, genau und gelegentlich auch sprachverliebt zu schreiben versteht, und sie geben das Thema für mehr als die Hälfte des Buches vor, das in diesen Passagen die Schlaflosigkeit und seine Folgen in extenso schildert und analysiert. Das Bild, das aus dem Schlaflosen ein selbstleuchtendes Licht scheint, wiederholt sich etwa noch einmal um halb acht. Die folgende, sich an das Bild des selbstleuchtenden Schläfers anschließende These kann eigentlich nur parodistisch gemeint sein: „Die Ontologie dessen, was man [...] ‚das Ich‘ nennt, erschließt sich wohl nur durch das Drama der Insomnie.“ (60) Denn hier (und nur hier?), „ist das Ich Täter und Opfer in einem“.

Der Vokabel „Egologie“ – so bezeichnet Große selbst das Ergebnis der Schlaflosigkeit – bin ich zuvor allein bei Husserl begegnet. Aber der Autor spricht hier über Kants Begriff der transzendentalen Apperzeption, also der Vorstellung, das Ich müsse zumindest *gelegentlich* auf sich selbst reflektieren können, um die Einheit seines Bewusstseins zu gewährleisten. Bei Große hört sich das etwas anders an: „Die Lehre vom transzendentalen Vermögen der Einbildung, Vorstellung, Verständigkeit usw. zeigt ein Ich, das, um denken zu können, *ständig* an sich selbst denken muss ...“ (56, kursiv durch S.D.) Im folgenden wird dann ein ganz ernsthaftes Problem angesprochen, nämlich die Unmöglichkeit, gleichzeitig auf ein Thema und auf sich selbst bzw. auf die Wahrnehmung zu reflektieren. „Das Ich denke, meine, wünsche, wache... soll alle ihre [der transzendentalen Subjektivität, S.D.] Gedanken, Meinungen usw. begleiten können. Tatsächlich jedoch erinnert man sich seiner oder vergisst sich

an ein Gegenwärtig-Sachliches.“ (57) An solchen Überlegungen wird deutlich, dass Bewusstsein nur etwas Temporäres sein kann, also eine Unterbrechung unseres Erlebens, aber nichts, das sich durchhält und unser gesamtes Erleben bestimmt. Wenn doch, dann verliert ein Mensch seine Vitalität – eben unter der ständigen Gegenwart des Bewusstseins leidet ja das schlaflose Ich, das sich nicht in zeitweiliger Bewusstlosigkeit zu regenerieren vermag.

In jedem Fall ist eben diese Erschöpfung das Thema des Buches. Bereits wenige Zeilen später reflektiert das Bewusstsein erneut sich selbst und seine Vitalität, wenn der Autor über das Paradoxon stolpert, dass seine Wachheit dem Bewusstsein nicht allein die Erholung im Schlaf verstellt, sondern auch dem Selbstbewusstsein, das sich an seine kreatürliche Basis gefesselt sieht und dessen Allmachtsphantasien sich entsprechend erledigen; das ist auch eine Art von Dialektik.

In der zweiten „Zehn“, also fast am Ende des Büchleins, wird zwischen dem „Geistesarbeiter“ und dem Denker unterschieden, den der Autor uns als eine Art Originalgenie vorstellt und dessen Wesen er in Kant veranschaulicht sieht, dem Schöpfer eines umfassenden Systems, der tief und friedlich zu schlafen vermochte. Der Geistesarbeiter dagegen ist ein nervöser, niemals zur Ruhe kommender Intellektueller und darin der dritten Figur verwandt, dem Epigrammatiker und Aphoristiker. Und beides, ein Geistesarbeiter wie ein Aphoristiker, ist ja auch der Autor, nicht allein in diesem Buch. Leute gleich ihm, verrät er uns, wissen niemals, „wann es ‚genug‘ sei“ (150) – hierin sieht er einen Grund ihrer und seiner Schlaflosigkeit. Und in der Tat, wenn man nachts über derartige Probleme brütet, kann es mit dem Schlaf nicht weit her sein. (Das Pathos der unendlichen Arbeit kannte aber auch ein Edmund Husserl, der doch zweifellos ein Denker gleich Kant war, ohne dass ich etwas Abträgliches über die Qualität seines nächtlichen Schlafes zu sagen wüsste.)

Große liebt alle Arten von Zuspitzungen, aber Polemik scheint ihm fernzuliegen, denn nur an einer einzigen Stelle findet sich ein Seitenhieb auf einen Zeitgenossen. Allerdings ist es gleich niemand geringeres als die Lichtgestalt der deutschen Philosophie, der Großmeister der kühlen, systematisch-allumfassenden Analyse, der nur zu gern sich um die von Große wenig geliebte „Formalisierung aller Lebensrelationen“ verdient macht und den wir uns offenbar als einen Wächter vor den Gefilden einer dem Leben zugewandten Philosophie vorstellen sollen. „Es ist das Leben“, schreibt Große, „das noch irgendwo in der Welt arm und gierig harret, wovor wachsame Hausschutzbestien, dienstfromme Wachregimenter aus Nidarümelinen bellen...“ (51) Das wird um halb neun morgens gedacht oder geschrieben, in einem Passus, der sich mit der Schlaflosigkeit eines um sein Hab und Gut fürchtenden Reichen beschäftigt. Der Stil des Buches dürfte in der gegenwärtigen deutschen Philosophie einzig dastehen, denn weder handelt es sich um eine der üblichen „Rekonstruktionen“, also um die Darstellung der Gedankengänge großer Denker, noch wird naturalistisch im Gefolge einer allmächtigen Hirnforschung oder im halbmathematischen Stil der analytischen Philosophie argumentiert. Die große

Tradition der Philosophie ist immer präsent, aber zitiert wird nur gelegentlich. Durchaus vorstellbar, dass dieser Autor wie weiland Ortega y Gasset ein Vergnügen daran fände, seiner Bibliothek verlustig zu gehen. Aber der Grundton ist ein ganz anderer als bei dem großen Spanier, und diese Ansammlung geschliffener, scharf zupackender Aphorismen erinnert in ihrer pessimistischen, oft gar gedrückten Grundstimmung eher an Søren Kierkegaard, vielleicht auch an Adorno oder Ernst Jünger. Insgesamt tendiert sie in jedem Fall weit mehr in Richtung Literatur als die gemeine philosophische Abhandlung unserer Tage. Schon deshalb ist es ein Buch, das Aufmerksamkeit verdient.

Stefan Diebitz